Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 65. Bromberg, den 6. April 1927.

Lukas Hochstrassers Haus.

Ein Roman von Ernst Zahn.

(26. Fortsetzung.

Zwanzigstes Kapitel.

Franz Joseph Keller, der in die Männerjahre gekommen und für den es lange nicht mehr zu früh war, hielt Hochzeit. Er, der einmal um Rosas willen ins Haus zur Weinlaube gekommen war, der stattliche und brave Mensch, hatte lange gewartet, war es nun Rosas wegen oder weil er sonst nicht Eile hatte. Die Ehe, die er jetzt schloß, war, wie sie zu Herrlibach wußten und reichlich erörterten, keine Liebesehe. Seine Braut war ein Mädchen in seinen Jahren mit einem schönen Stück Geld und einem trefflichen Leumund; er schloß eine lobenswerte und verständige Heirat mit einer lobenswerten und verständigen Gemächlichkeit und nach reiflicher Überlegung. Aber da klangen nun die Glocken von Herrlibach wieder, die schönen, lauten und feierlichen, wie sie zu Frau Regula Hochstraßers Tod und seither hundertmal und mehr geklungen hatten. Dazu krachten Mörser und Flintenschüsse, und ins Haus zur Weinlaube herauf drangen die Töne der Festmusik, die dem Hochzeiter zum Kirchgang spielte.

Lukas Hochstraßer war mit den Seinen auf dem Felde. Knechte und Mägde hatten alle ausziehen müssen, da es eine große Arbeit zu tun gab. Frau Luise war zum Besuch von Verwandten nach St. Felix gefahren. Rosa und Brigitte waren allein im Hause geblieben. Sie möge nicht ausgehen heute, hatte erstere unwirsch gesagt. Die sonst eine der Fleißigsten war, stand nun an den geschlossenen Fenstern der Wohnstube, ging hinter der langen Reihe hin und her wie das Tier im Käfig hinter seinem Gitter und hielt dazwischen hinein zuweilen an einem der Fensterknäufe an, die zerarbeitete und braune Hand darumgespannt, die Stirn mit den scharfen schwarzen Brauen darangelehnt. Die Fenster hatten offen gestanden, denn es war ein heißer Tag. Sie schloß alle. Der Lärm — was brauchte der Lärm hereinzudringen! Rosa Hochstraßers herbes, dunkles Gesicht erschien hagerer als sonst; es lag ein verzerrter Zug um den schmallippigen Mund, und ihre fast zornige Einfachheit, die schon ihr Äußeres, das völlig schmucklose, grobstoffige graue Kleid, an sich trug, trat herber als je zutage.

In diesem Augenblick trat Brigitte herein, hatte ein helles, sommerliches Kleid an und kam mit der leichten Anmut über die Schwelle gegangen, die ihren Schritt fast unhörbar machte. „Ach", sagte sie, „ich wußte nicht, daß du hier bist", und sie trat zu dem alten großen Nähstock, der noch von Frau Regulas Tagen her in der Stube stand, um sich Nähzeug zu holen.

„So ein Lärm", zürnte Rosa plötzlich, „so ein Aufhebens! Heutzutage will einer den anderen beim Festen überbieten." Die Worte brachen fast wider ihren Willen von ihr und klangen wie ein Aufstöhnen.

Brigitte wandte sich nach der Schwägerin um und sah, daß ihr Gesicht spitz und farblos war und in ihren Augen ein Zorn schien, der etwas Hilfloses hatte. Da erst wurde sie auf die Glocken und das Hochzeitsschießen aufmerksam und erinnerte sich, wer unten zur Kirche ging. Sie fand nicht gleich das Wort, das sie Rosa hätte sagen mögen.

Diese beherrschte sich, machte sich in der Stube zu schaffen, überwand sich aber nicht so weit, daß sie nicht jeden Gegenstand, den ihre Hand aufnahm, hart und mit einem Krachen wieder niederlegte. Ein Glas, das auf dem Tisch gestanden hatte, stellte sie so heftig an einen anderen Platz, daß es in Scherben zerfuhr. Da fluchte sie und stampfte mit dem Fuß.

„Du kannst nicht hören, wie sie Keller zur Hochzeit läuten, Rosa", sagte Brigitte leise.

Die andere wendete sich jäh nach ihr um.

„Der falsche Mensch", brach sie los. „Jahrelang hat er mich glauben machen, daß er mich meint."

„Du hast ihn nicht nahekommen lassen."

„Soll ich mich ihm an den Hals werfen?"

Brigitte suchte wieder nach dem, was sie sagen sollte. Rosa aber verlor alle Herrschaft über sich. Die Herbheit und Bissigkeit fielen von ihr ab. Ihr Wesen war wie von einem Sturm aufgewühlt, und lang Verhaltenes löste sich in einem wilden Ausbruch. Sie stand mit geballten Fäusten drüben an der Wand und blickte Brigitte an, als ob diese irgendeine Schuld an ihr hätte. Ihr Schweigen reizte sie noch. „Ja, du", brach sie los, „was weißt du, wie es ist, wenn einem einer, den man gernhat, etwas zuleid tut!"

Als sie das geschrien hatte, auf dem Gipfel ihres Zornes, kam ihr die Erinnerung an den Bruder zurück und was der an dem Mädchen, das vor ihr stand, gesündigt hatte. Die — die da — wußte — wußte besser noch als sie, was an einen kommen konnte! Ihr Groll verrauchte plötzlich.

Brigitte sagte kein Wort. Sie zitterte ein wenig, halb aus Erregung, halb vielleicht aus fast kindischer Furcht vor dem zornigen Weibe, und sah Rosa an, immer an, bis diese die Augen niederschlug, gegen einen Stuhl schritt, die Hände über die Lehne spannte und durch ihren Körper ein Zucken ging. Rosa weinte. Nicht wie andere Weiber weinen, nur mit einem trockenen, sparsamen und verbissenen Schluchzen jetzt und jetzt.

Da ging Brigitte zu ihr, nahm die Hände, welche die Stuhllehne umspannten, und sagte: „Warum machst du dir selber dein Leben so schwer, du?" Ein großes Mitleid bewegte sie; es war ihr, als ob sie bis ins Innerste des Mädchens sähe.

„Warum läßt du das Gute nicht aus dir herauskommen?" fragte sie wieder.

Die Glocken von Herrlibach verstummten eben, als sie das sagte. Es war nun ganz still in der Stube. Rosa faßte sich, löste die Hände aus den ihren und legte sie ineinander. Ohne Brigitte anzusehen, stand sie da, und dann kam es langsam aus ihr herauf, mühsam, wie eine schwere Beichte. „Meinst, es tut gut, wenn eines nicht sagen und zeigen kann, wie es in ihm aussieht!"

In diesem Augenblick hämmerten Kinderfäuste an die Stubentür, und Brigitte erkannte des kleinen Lukas Stimme. Martha, die Magd, hatte ihn an die Tür getragen. Sie stand draußen, als Brigitte die Tür öffnete, und der kleine blonde Knabe, der noch im Mädchenkleidchen ging, fiel fast über die Schwelle. Er streckte die runden Arme und lachte, und seine blaugrauen Augen leuchteten. Brigitte hob ihn auf, scherzte mit ihm und trug ihn hinüber zu Rosa, legte ihn ihr in die Arme, daß sie nicht anders konnte, sondern ihn halten mußte und es nicht zu helfen vermochte, daß in ihr eigenes Gesicht ein Lächeln kam. Der Kleine strampelte und wehrte sich in hellem

Übermut, um wieder auf den Boden zu kommen; aber die Art, wie die Mutter ihn der anderen in den Arm gelegt hatte, war voll stummer Barmherzigkeit gewesen, als ob Brigitte hätte sagen wollen: „Laß uns das Glück miteinander teilen, das wir im Hause haben."

Und von der Zeit an gewann Brigitte Macht über die Schwägerin. In ihrer Nähe milderte sich ihre Herbheit. Manchmal wurde sie selbst zu einer Freude wach.

Immer mehr wurde Friede.

Die Tage vergingen. Die wachsende Zufriedenheit schien die Räume des Hauses zu weiten. Die Menschen, die darin wohnten, schritten freier einher, gingen mit hellen Mienen an ihr schweres Tagewerk und kamen mit hellen Mienen müde von demselben zurück. Die Knechte und Mägde, die bei Lukas dienten, brachten es ins Dorf, wie es sich gut da oben lebte. Wenn einer zu Herrlibach schwere Tage hatte, seufzte er: „In der Weinlaube möchte ich wohnen, das möchte ich."

Sahen so viele Blicke mit einem leisen Neide hinauf, so waren bald auch Augen darunter, die nicht mehr von dem loskamen, was sie sahen. Es kam die Zeit, da nach zwei blühenden Frauen scharf ausgeblickt wurde, die in Lukas Haus wohnten, nach Brigitte und Martha, der Magd.

Um die letztere kümmerten sich brave Knechte, junge Bauern, selbst habliche Söhne, die Sonntags ins Haus kamen, eine Freistunde zu verplaudern. Sie holten die Martha zu Tanz und allerlei Vergnügungen.

„Sie sind heiß nach mir aus", lachte sie, die nie ein Blatt vor den Mund nahm, an Lukas Tisch. Sie lachte über alle, die Gesunde und Starke. „Mir ist lange wohl, wie mir ist", war alles Ende ihrer Rede.

Die nach Brigitte Ausblick hielten, kamen ernsthafter, beinahe feierlich den Weg herauf und gehörten den Besten von Herrlibach zu. Selbst Stadtherren von St. Felix verkehrten zwei im Hause.

„Sie wissen, warum sie kommen", sagte Martha, die Magd. „Aber ich weiß nicht, ob Brigitte je einen nehmen wird."

Es war zu wohl bekannt, daß des Kapitäns Tochter wohlhabend, anmutig und zugleich still und pflichtbewußt war. Allmählich begann ein heimliches, aber eifriges Werben um sie. Zwei Freiern, denen ihre kühle Freundlichkeit nicht Zeichen genug war, daß sie nichts zu hoffen hatten, mußte Brigitte ihr „Nein" sagen. Dann kam Hans Lochmann von St. Felix herauf. Der war ein noch junger aufrechter Mann aus gutem Hause, hatte mit Lukas Hochstraßer Geschäfte, war reich und stattlich, hätte daheim wenige gefunden, die ihm nicht gerne Hausfrau geworden wären. Er sah Brigitte, sah sie wieder und begann seine Besuche im Hause so häufig werden zu lassen, daß sich wohl erriet, wie nicht nur geschäftliche Angelegenheiten ihn herführten. Lukas Hochstraßers Augen blieben in diesen Tagen oft auf Brigittens Gesicht haften, und obschon er lange kein Wort darüber verlor, ließ sich in seinem Blick die Frage erraten: Was wirst du tun, Mädchen? Aber er war zu sehr Herr seiner selbst, vielleicht auch zu voll seiner Arbeit und seines Zieles, als daß er die heimliche Unruhe verraten hätte, die ihn bei dem Gedanken ankam, daß Brigitte fortziehen könnte.

Es war eines Sonntags und gegen Abend, daß Hans Lochmann unvermutet, von einem Ausfluge über Berg auf der Heimkehr begriffen, im Hause vorsprach. Lukas saß allein in der Laube am Hause, als der Städter auf dieses zuschritt. Er rief ihn an, lud ihn in die Laube und stieg in den Keller, ihm ein Glas Wein zu holen. Dann saßen sie in ernster Unterhaltung beisammen, die Lochmann bald durch die Frage nach Brigitte unterbrach. Es war ein schöner und reicher Abend mit Goldlicht auf allen Hügeln und Häusern, auf Baum und Laub. Die Blätter der Laube rührten sich in einem leisen Windzuge, auf dem Tisch, an dem die Männer saßen, tanzten die Lichttellerchen, wenn die Blätter sich regten. Ihr Gespräch wurde lebhafter; die hohe Achtung, die jeder für den andern empfand, glich die Verschiedenheit der Stände, denen sie angehörten, völlig aus. Lochmann begann von seinem Hause, seinen Verhältnissen, Plänen und Zukunftshoffnungen wie zu einem großen Freunde zu sprechen. In einer schlichten und feinen Art, wie es nur der innerlich wie äußerlich vornehme Mensch vermag, lenkte er die Rede auf seine häufigen Besuche, um endlich offen auszusprechen, daß er Brigitte um ihre Hand zu bitten gedenke. Er fügte hinzu, wie ihm das Geschick wohlbekannt sei, das sie in Lukas' Haus geführt, wie anfängliche Bedenken vor ihrer seltsamen und seltenen Tugend ihm geschwunden, und bat am Ende Lukas um seinen Rat und seine Fürsprache bei dem Mädchen.

Lukas Züge waren, während der andre sprach, fast düster geworden. Sein dunkler Kopf senkte sich auf seine Brust, so daß der grauende Bart lang über sie hinabrieselte. Nun zeichnete er mit den gebräunten Fingern allerlei Figuren auf den Tisch, während er aus tiefen Gedanken heraus ein paar Worte sagte.

„Gewiß — ich will es ihr freilich sagen. Für eine hohe Ehre darf sie es halten und wird es — gewiß."

An seinen eigenen Worten schien er dann aus dem Sinnen zu erwachen, denn er hob danach den Kopf frei und versprach, Lochmann Nachricht zu geben, wie Brigitte denke.

Sie erhoben sich bald darauf und umschritten das Haus, da Lochmann den Fußpfad gewinnen wollte, der durch die Matten hinab ins Dorf und an die Lände führte. Aber eben, als der Städter sich zu verabschieden im Begriffe stand, erschien Brigitte mit ihrem und Barbaras Knaben auf dem schmalen Wege, der aus dem Kollerweinberge aufs Haus zu leitete. Lochmann erblickte sie und blieb stehen, um sie zu begrüßen. Als sie ihn von weitem erkannte, errötete sie leicht und kam näher. Sie hatte ein helles Sommerkleid an; ihr schlanker und weißer Hals stieg zierlich und frei aus dem weiten Ausschnitt des Kleides. Ihre Augen blickten ruhig in die Lochmanns, und sie sprach wenige Worte in einer stillen, keinerlei Wärme oder Erregtheit verratenden Freundlichkeit. Die beiden Knaben kamen heran und stellten sich zwischen sie und den Gast, diesen neugierig und mit großen Augen betrachtend. Ein unendlicher Unterschied war zwischen den fast gleichgroßen Kindern. Uli, der Knabe Barbaras, trug ein Gewand, das sie selber geschneidert hatte und das klotzig und unschön an seinen hageren und eckigen Gliedern saß. Sein Gesicht war gelb und spitz, die Nase sprang weit und schnabelhaft wie bei der Mutter vor, und die fast schwarzen Augen hatten etwas Stechendes. Der kleine Lukas war dagegen ein seltsam lichter Mensch, biegsam und rund und fein, mit blondem Ringelhaar und einem zarten Gesicht, in dem dieselben hellen und arglosen Augen standen, mit denen Brigitte auf den Freier sah. Diese legte jedem der Kinder eine Hand auf die Schulter, und sie lehnten sich an sie, so daß etwas Frauen- und Mütterhaftes an ihr war, das ihr wohl stand. Dann war es für Lochmann Zeit, zu gehen und er verabschiedete sich mit einem bedeutsamen Händedruck und dem Hinweis, daß er Lukas einen Auftrag an sie, Brigitte, gegeben hätte. Sie lächelte dazu ein wenig mühsam, das schmerzliche Gefühl, daß dieser tüchtige und ehrenwerte Mensch sich in einer vergeblichen Hoffnung wiege, nicht ganz überwindend. Er sah es aber nicht und verließ sie eilig, da ihm nicht viel Zeit blieb, sein Schiff zu erreichen.

Einen Augenblick standen Lukas und Brigitte stumm nebeneinander und schauten ihm nach. Die Kinder hatten sich indessen von ihnen entfernt und tummelten sich in der nahen Matte.

Das Gold des Abends, das über dem Herrlibacher Hange leuchtete, war noch klarer geworden. Lukas und Brigitte standen unter dem großen alten Birnbaum am Hause, von woher Aussicht über das Tal von St. Felix war, mit den Wiesen und Feldern, den dunkeln Waldflecken und den schimmernden, weithin ziehenden Linien der Flüsse. Es lag alles wie in die Ferne gerückt, als hätte die schöne und klare Welt sich gedehnt und geweitet. Weit in der Runde war kein Mensch zu sehen, und es war still, nur die Blätter des Birnbaumes drehten sich mit leisem Knistern auf ihren Stengeln.

Dann sah Brigitte zu Lukas auf. „Nun ist er schon wieder dagewesen," sagte sie.

„Er will dich fragen," antwortete Lukas. „Erkundigen soll ich mich bei dir, was du dazu sagen wirst, wenn er dich zur Frau haben will."

Brigitte blickte zu Boden. Sie sprach nicht, aber es schien, daß sie mit sich selber stritt; denn es war leicht zu sehen, wie rasch und erregt ihr Atem ging.

Lukas fuhr fort, ihr von Lochmann zu reden, ruhig, mit seiner dumpfen, klingenden Stimme, gerecht, wie er immer war, nicht verhehlend, was für den Stadtherrn sprach. Er hob Vorzug um Vorzug langsam hervor. „Es wären viele Hunderte landauf und -ab, die mit beiden Händen zugreifen würden. Ich wüßte dir keinen Bessern, wenn du mich fragst."

Dann breitete er schlicht und recht die Zukunft vor ihr aus: „Ein Mädchen muß darauf bedacht sein, daß sie im Alter nicht allein ist. Ich bin nicht immer da. Ungesorgt hättest du es und schön."

Brigitte hob den Kopf nicht und sagte kein Wort.

„Du mußt es dir ernstlich überlegen," schloß er. „Ich muß ihm wohl Antwort geben — bald."

Da blickte sie auf, geradeswegs in sein starkes Gesicht. Es brach aus ihrem Blick etwas, was er nie darin gesehen hatte, es war nicht mehr nur schrankenloses Vertrauen, etwas Großes und Mächtiges war es, vor dem ihm, der viel erfahren und gesehen hatte, ein eigentümliches Zittern in die Brust kam, wie einem Jungen.

„Ich brauche nicht zu überlegen," sagte Brigitte und ihre Augen wendeten sich noch immer nicht ab.

Lukas legte den Arm um sie, die neben ihm klein und kindhaft war. Da drängte sie sich fest an ihn, den Kopf an seiner Brust, das Gesicht immer noch so erhoben, daß ihr Blick den seinen festhielt.

„Ich weiß nur einen, zu dem ich gehören kann,“ sagte Brigitte Fries. Mit beiden Händen hielt sie Lukas' Rechte umklammert.

Da faßte ihn ein wundersames Gefühl, als wüchse er selber noch, die Brust wurde ihm weit und die Muskeln strafften sich in einer Empfindung, als ob seine Kraft sich verdoppele. In einem Augenblick durchblitzte ihn die Erinnerung an sein ganzes Leben, wie er gearbeitet und gesorgt hatte. Seine Kraft hatte standgehalten, da die der Jungen sich zersplitterte! In vielem war er Meister über sie geworden, nun fiel ihm auch der Preis zu, der sonst der Jugend gehörte, der Preis der Liebe, ihm, dem alternden Mann. Nicht ein Gefühl des Triumphes oder der Überhebung erfüllte ihn; es war nur eine machtvolle, alle Schranken brechende Freude, die ihn durchströmte.

Er beugte sich über Brigitte hinab, mit der Hand strich er über ihren Scheitel und hielt sie fest an sich. Er empfand, daß sie ihm lieb war. Vielleicht hatte er nie einen Menschen gehabt, der ihm so ans Herz gewachsen war. Aber er war über die stürmischen Jahre hinausgewachsen. Auf dem höchsten Gipfel der Freude blieb ihm der Sinn frei und klar. Sein Blick ruhte in ihrem. Dann führte er sie ein paar Schritte weiter, wo der Baum seine Zweige nicht mehr über sie hielt. Weit lag das goldene Land um sie, in dem hellen und reichen Glanze des Abends und reich aus sich selbst und der Fülle eines gesegneten Jahres.

„Dann soll es bleiben, wie es ist“, sagte Lukas. „Gut ist ja alles so!“ Und weiter hob er in einer frohen, die Bewegung, die in ihm war, verratenden Weise davon zu reden an, wie sich alles herrlich gefügt hätte in seinem Leben. Keinen und nichts vergaß er. Alle seine Tage ließ er an seinen und Brigittens Blicken vorüberziehen, und das Mädchen, das in seiner Nähe sich immer geborgen gefühlt, mußte abermals staunen, wie weit sein Blick über alle hinging, die ihm anvertraut waren, wie er die Menschen verstand, ihre Vorzüge und ihre Schwächen, wie er sich freute über jene und wie er wohl wußte, daß die Schuld nicht immer so groß war wie die böse Tat. Endlich, als er lange gesprochen hatte, kam er auf sie beide zu reden. Da lächelte er mit einer köstlichen und weisen Spaßhaftigkeit: „Wir zwei, wir Liebesleute — da könnte uns nun niemand wehren, daß wir hingingen und uns vor dem Pfarrer noch enger zusammentäten als wir schon sind. Aber sie würden den Kopf schütteln über das ungleiche Paar, den alten Mann und das Kind. Und unsere, die Söhne und die Frauen und die Kinder, die wir im Hause haben und denen man nun gesagt: ‚Seht, so lebe ich, so sollt ihr auch leben‘, große Augen würden sie machen und denken: ‚Der alte Mann weiß nicht, daß jedes Ding in der Welt seine Zeit hat, auch die Liebesliebe.‘“

Er stockte und stand aufrecht, die schwere Hand im Bart, und sah wieder sinnend hinaus, als überdächte er schärfer noch und lang, was er eben gesagt hatte.

Dann nahm er Brigittens Hand. „So mußt du mich weiter zum Vater behalten“, sagte er und schritt mit ihr durch den herrlichen Abend dem Hause zu, in dem die zwei Kinder eben verschwunden waren.

(Schluß folgt.)

Alte Frau.

Eine Geschichte von Ludwig Bäte.

Ich wollte mich gerade von meiner Gastgeberin, bei der ich einen Tag zugebracht hatte, verabschieden, als ihr plötzlich einfiel: „Nun sind w r doch nicht bei Großmutter gewesen!“

Großmutter, so nennt sie die ganze Stadt, und meine Freundin hatte mir oft von der Neunzigjährigen erzählt, mit der sie vom längst verstorbenen Vater her häufiger zusammenkam, um ihr vorzulesen. Nichts Neues, aber immer wieder die Klassiker, die ihr elterliches Haus geführt: Keller, Storm, Raabe, mit denen sie groß geworden, auch Freytag, von den Lyrikern Heine, der in rotleinenen Bändchen auf ihrem alten Nähtischchen am Gartenfenster stand. Wie hatten wir Großmutter, nun ich in ihrem Orte war, vergessen können! Gern überschlug ich darum einen Zug und ging, nachdem das Mädchen meiner Freundin uns die Nachricht gebracht hatte, daß wir willkommen seien, mit ihr.

Die letzten Morgennebel, die hier nahe der Küste noch spät die Gassen füllen, zerwehten langsam, und blank und glänzend kamen die roten und die noch häufigeren schieferblauen Dächer durch, bis dann die Herbstsonne sich kräftig breitete. Aus einer Schule scholl taktmäßiges Buchstabieren, eine Birke stieg schimmernd aus dem bunten Sträuchergewirr eines überwachsenen Vorgartens, und öfters rief auch in der Ferne ein Gemüsehändler seine Ware aus, was eigentümlich klagend in die Stille drang. Von den Baumwipfeln, die manchmal weit in die Straße sprangen, fiel feine Feuchtigkeit, die die rotblauen, metallen tönenden Klinker mit einem dünnen, an Schneeschmelze gemahnenden Hauch überzog. Endlich waren wir da.

Das Haus erinnerte, wenn auch ein wenig von Holland her beeinflußt, an die Anlagen englischer Landsitze. Eine breite Treppe leitete in eine geräumige, dunkelrote Vorhalle, von deren Wänden die Büsten Goethes und Schillers leuchteten. Rechts und links der großen Glastüre standen hochstämmige, dichtgrüne Lorbeerbäume und niedrige Koniferen. Da wir sie verschlossen fanden, die Klingel auch keine Antwort gab, bogen wir um die hohen, efeuumklammerten Wände in den Garten, zu dem vom Erdgeschoß, das in eine Veranda überging, eine Treppe hinabstieg. Rechts davon grub eine kleine, behende Frau, die sich beim Geräusch unserer Schritte schnell, aber ohne weiter erstaunt zu sein, umdrehte und mir ohne jede Förmlichkeit die in einem abgegriffenen Lederhandschuh steckende Rechte, an der noch feuchte Erde klebte, entgegenstreckte. Eine Anzahl brauner Georginenknollen lag neben ihr im Grase.

Ich sah in ein kreuz und quer von Runzeln durchfurchtes, dickgeädertes Gesicht, das dünnes, noch von einigen grauen Fäden durchflochtenes weißes Haar unter einem starkblauen Kopftuch abgrenzte. Noch zeigt der Mund die unverbogene Linie einstiger Schönheit, die ich schon früher auf einem Jugendbild meiner Freundin bewundert hatte. Aber herrlich flammten die großen, in unvergänglichem Feuer strahlenden Augen, die wie volle Frühlingsblüten aus winterlich welker Erde brachen und die kleine, zierliche Gestalt fast vergessen ließen.

„Geh' nur nach oben!“ meinte sie, zu meiner Begleiterin gewandt, „und zeig' dem Herrn die Bilder, die ihm sicher Freude machen. Wenn ich fertig bin, komme ich nach.“

Wir gingen zunächst in das Wohnzimmer. Dort stand, dem Fenster gegenüber, ein mächtiger Palisanderbücherschrank, in dem ich eine Reihe sehr seltener Frühdrucke aus klassischer und romantischer Zeit erkannte. Daneben hatte sie sich aus sauber mit grünem Rips überzogenen Kisten eine Art Topfschrank gemacht, auf dem vom Morgenkaffee her noch eine Tasse und ein paar Teller standen. Seit dem Tode ihres Mannes besorgte sie ihren kleinen Haushalt ganz allein und hatte die große Küche im Kellergeschoß abgeschlossen. Mittags aß sie meistens bei einer Bekannten, die einige Häuser weiter nach dem Markt zu wohnte. Mittwochs und am Tage vor den großen Festen kam eine Reinmachfrau, der sie aber gewöhnlich noch kräftig half.

Auf allen Tischen und Börten schimmerten Blumen, und auf dem schönen, braunpolierten Flügel im Nebenraum, der in den Garten führte, hob sich eine gute Marmornachbildung der flüchtenden Artemis. Ueberall im Hause feiner, trüber Moderdunst und von den sich ablösenden, lange verblaßten Tapeten bei jedem Schritt das dünne Gerinnsel bröckelnden Kalks. Dumpf klopfte auf der Treppenbiegung nach oben eine Standuhr in die Stille, in die manchmal von einem Seitenfenster her ein Sonnenband fiel und sich müde in den Falten des brüchigen Teppichs vergrub.

Im Atelier des vor reichlich zehn Jahren verstorbenen Gatten der hier in behaglicher Muße seiner Kunst gelebt, hingen einige gut und solide gemalte Waldstücke, die aber nichts Eigenes, Sondergeprägtes boten, immerhin durch die liebevolle, eindringliche Art des Studiums ansprachen. Mitten darunter stand auf einer Staffelei ein nicht ganz fertiges Mädchenbild, das aber in diesem Zustande, von allem Nebensächlichen abgetrennt, ergreifend wirkte. In der Linie des Mundes erkannte ich unschwer die Verwandtschaft mit Großmutter.

„Ihre einzige, frühverstorbene Tochter“, erklärte meine Freundin, „und Großvaters einziges Bildnis. Er hat es nie zu Ende malen können. Großmutter sitzt oft hier oben. Unten aber habe ich es nie gesehen.“

Die Sonne glänzte hell ins offene Fenster. Blutroter Wein umschlang das grüne Rahmenkreuz, gegenüber ragten bronzebraun die hohen Ahornbäume. Manchmal flog, ein verwirrter Sonntagsgedanke, ein weißes Wölkchen flockig und scheu durch die tiefe, kräftige Himmelsbläue. Unten werkte Großmutter an ihren Dahlienbüschen. Kein Laut durchrann die Stille. Dann und wann fiel ein Blatt, stieg ein feuchtsüßer Rosenduft auf, trieb der Moderhauch entkräfteter Erde hoch und mischte sich,

mit dem herben, strengen Duft des Efeus, der von der Straßenseite hertrieb.

Meine Freundin, die sich auf dem kleinen Ledersofa der Staffelei gegenüber niedergelassen hatte, sah mich lächelnd an: „Das ist Großmutter!“

Ich entgegnete nichts und mußte immerfort auf die kleine, rastlose Gestalt sehen, die die braunen Knollen vor frühem Frost barg. Ohne Erschöpfung grub sie fort und strich sich nur manchmal das Haar glatt oder fuhr mit raschem Ruck über die graue, sackleinene Gartenschürze. Ein Fuß stand ganz tief, und leise rutschte die Erde nach. Aber ehe die nassen Schollenbröckchen sie erreichten, sprang sie behende auf, sammelte die Knollen in einem Korb, band die Schürze ab und trat, gerade als wir unten ankamen, lächelnd und frisch in ihr behaglich erwärmtes Wohnzimmer.

Mein Funddiebstahl.

Ein heiteres Erlebnis von W. Berger, Frankfurt a. M.

Diese kleine Geschichte bildet fast einen Kriminalfall, denn sie geht haarscharf an meiner Festnahme vorbei. Sie ist lehrreich, denn man kann verschiedene Schlüsse aus ihr ziehen; auch läßt sie sich verallgemeinern, denn sie kann jedem zustoßen.

Der Regenschirm, um den es sich hier handelt, war mein Eigentum und vor wenigen Jahren noch neu; er besaß eine hübsche gebogene Krücke, die ein schmaler Silberstreifen zierte, auf dem die Worte „Zu Weihnachten 1924“ eingraviert waren.

Dieser Schirm wurde mir eines Tages in einem Kaffeehause gestohlen. Ich bemerkte nicht, wer ihn mitnahm, denn ein sehr schwieriges Preiskreuzworträtsel fesselte mich so sehr, daß ich alles um mich her vergaß. Genug, als ich nun meinen Schirm aus dem Ständer nehmen wollte, war er verschwunden. Ich schlug Krach bei dem Ober, dem Geschäftsführer und dem Büfettfräulein, doch der Schirm kam nicht zurück.

Einige Wochen später war Pferderennen. Ich hatte einen ausgezeichneten Tip in der Tasche und dachte dadurch die kleine Verlustscharte wieder auszuwetzen. Kurz vor dem zweiten Rennen stand ich an der Einzäunung, die die Bahn von den Zuschauern trennt. Als ich mich umblickte, sah ich zum größten Erstaunen meinen Regenschirm mit der Krücke über dem Zaun hängen. Irrtum ausgeschlossen! Am schmalen, blinkenden Silberstreifen erkannte ich ihn sofort wieder. Ich fragte eine neben ihm stehende Dame:

„Verzeihen Sie, ist der Schirm Ihr Eigentum?“

„Nein.“

„Wissen Sie, wem er gehört?“

„Ich glaube, einem Herrn, doch ist dieser wohl gerade zum Totalisator gegangen.“

In demselben Augenblick kehrte der Bezeichnete zurück, und ich stürzte mich auf ihn mit der Frage:

„Der Schirm gehört wohl Ihnen, mein Herr?“

„Ausgeschlossen!“

„Auch die übrigen Zuschauer in der Nähe bekundeten gar kein Interesse an dem Schirm.

„Nimmt ihn keiner, nehme ich ihn,“ brummte ich und ging mit meinem Schirm von dannen. —

Das Rennen war zu Ende, ich hatte ein Kassenplus von 1,25 Mark zu verbuchen und wollte eben die Rennbahn verlassen, als mich jemand leicht antippte. Ein Kriminalbeamter, der mir zuraunte: „Sie haben sich eines Schirmes bemächtigt, der nicht Ihr Eigentum ist. Ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie sich des Funddiebstahls schuldig machen, wenn Sie den Gegenstand nicht augenblicklich in dem Fundbureau des Rennklubs abgeben.“

„Ach was, Fundbureau,“ sagte ich, „es ist doch mein Schirm, den ich fand. Sehen Sie, hier steht: Zu Weihnachten 1924. Er ist ein Geschenk meiner Frau.“

„Das kann jeder sagen. Liefern Sie nur den Schirm in dem Fundbureau ab, dann will ich von einer Festnahme absehen,“ meinte der freundliche Beamte. Was sollte ich machen! Ich brachte meinen Regenschirm zum Fundbureau, nannte Namen und Adresse, erhielt eine Ablieferungsquittung und konnte gehen. Das war ein kurzes Wiedersehen mit meinem Schirm. — —

Etwas über ein Jahr war vergangen; ich hatte das Trauerspiel mit meinem Schirm schon längst vergessen, als mir eines Tages die Post einen merkwürdigen Brief brachte. Links auf dem Umschlag war ein Dienstsiegel der Polizei, und die schief geklebte Dienstmarke sah sehr verdächtig aus.

Ängstlich öffnete ich das Schreiben, eine Teildrucksache fiel mir entgegen, und ich las folgenden Schriftsatz:

„Da der von Ihnen am 18. Mai vorigen Jahres in dem Fundbureau des Rennklubs abgelieferte Regenschirm von dem rechtmäßigen Besitzer nicht reklamiert und abgeholt wurde, so ist mit dem heutigen Tage der Gegenstand in Ihren Besitz übergegangen und wird um Empfangnahme des Fundstücks ersucht. Fundbureau des Polizeipräsidiums. Gez. Bauer.“

Wer war froher als ich?

Runensteine der Wikinger in Amerika.

Bekanntlich haben die nordmännischen Wikinger, die bereits in ferner Vorzeit auf ihren Drachenschiffen die hohen Wogen des Atlantischen Weltmeeres bezwangen, schon lange vor Kolumbus Amerika entdeckt. Sie sind damals in dem von ihnen Winland getauften Gebiete des heutigen Labradors an Land gegangen und haben dort Niederlassungen gegründet, von denen aufgefundene Runensteine Kunde geben. Nach einer durch die Blätter gehenden Mitteilung ist kürzlich ein mit Runen und Bildern bedeckter mächtiger Lavastein gefunden worden, den ein norwegischer Gelehrter (welcher, wird leider nicht angegeben) entziffert hat.

Aus dem Inhalte geht angeblich folgendes hervor: Ums Jahr 1000 n. Chr., da das Abendland vor dem Weltuntergange zitterte und der Ottone sich Rom unterwarf, fuhren Nordmänner auf drei hohen Drachenschiffen wieder nach Amerika. Sie landeten in einer Bucht in der Nähe von Seatle, am heutigen Puget-Sund, und errichteten ein festes Lager. Es waren weißhäutige eisengepanzerte Krieger, deren blonde Locken bis auf die Schultern niederwallten und deren Augen blau waren wie der Himmel. Sie führten einige weiße Frauen mit sich, deren Haar wie von Gold gesponnen leuchtete. Schon nahten sich ihrem Lager die kupferfarbigen Eingeborenen der Clallami und die schmalhüftigen rothäutigen Frauen schauten bewundernd auf die fremden Männer. Eine aber, Tasyana, das junge Weib des großen Häuptlings Dalawatehun, sah in einem jungen Nordmann ihren Abgott. Und auch dieser liebte sie. Nach Monaten nahm der nordische Recke die junge Häuptlingsfrau auf seine starken Arme und entführte sie in das Lager der Nordleute. Darauf entflammte jedoch Dalawatehun die rothäutigen Stämme gegen die Fremden. Sie berannten deren Lager. Der Kampf endete mit der Vernichtung der wenigen Nordmänner. Die wenigen weißen Frauen wurden als Siegesbeute fortgeführt und wurden Gattinnen der Eingeborenen. Noch heute finden sich unter den Clallami Gestalten mit blondem Haar und hellerer Haut. Einige Nordmänner, die der Vernichtung entgingen, hätten die Runen vom Königin-Raub, Heldenkampf und Untergang der Nordleute in den Lavablock von Seatle geritzt.



Bunte Chronik



* **Das Haar als Identitätsnachweis.** Zum Fingerabdruckverfahren scheint nun noch ein zweites, untrügliches Mittel der Feststellung von gesuchten Personen zu treten. Es konnte neuerdings mittels sehr starker Mikroskope festgestellt werden, daß bei zwei Menschen sich keiner auf das Haar gleicht. Jedes einzelne Haar hat seine besonderen Merkmale, die aber nur auf einem und demselben Haupt sich vorfinden. Man hofft durch ein besonderes Verfahren der Haaruntersuchung das Fingerabdruckverfahren wirkungsvoll ergänzen zu können.

* **Der erste Orangenbaum in Europa.** Im Jahre 1411 wurde zu Pampelona in Navarra ein Orangenbaum gepflanzt, der etwa 80 Jahre später als Geschenk nach Chantilly in Frankreich kam. Als er von den Pyrenäen nach seinem neuen Bestimmungsort gebracht wurde, strömte die Bevölkerung der ganzen Umgegend zusammen, um den ersten Baum dieser Art zu bewundern. Der jetzt riesenhaft herangewachsene Baum befindet sich in der Orangerie von Versailles und erfreut sich trotz seiner fünfhundertundfünfzehn Jahre noch einer großen Frische.

* **Ein Reptil, das auf zwei Beinen läuft.** Auf Ceylon lebt eine kleine Echse (Otocryptis bivittata), die durch einen besonders langen Kehlsack auffällt. Die Haupteigentümlichkeit dieser Echse besteht aber darin, daß sie nicht wie die übrigen Eidechsen auf ihren vier Beinen läuft, sondern daß sie sich in aufrechter Stellung nur auf ihren beiden Hinterbeinen fortbewegt. Die gerade, menschenähnliche Haltung, in der diese kleinen Eidechsen dahinschreiten, soll nicht nur einen höchst sonderbaren, sondern vor allem auch einen äußerst komischen Eindruck machen.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.